

COPYRIGHT

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt. Es darf ohne Genehmigung nicht verwertet werden. Insbesondere darf es nicht ganz oder teilweise oder in Auszügen abgeschrieben oder in sonstiger Weise vervielfältigt werden. Für Rundfunkzwecke darf das Manuskript nur mit Genehmigung von Deutschlandfunk Kultur benutzt werden.

„Und nachts brüllten die Löwen“ – 110 Jahre Tel Aviv. Eine literarische Stadterkundung von Sigrid Brinkmann (Wdhlg. v. 5.4.2009).

Sprecher: Eva Kryll, Viola Sauer, Frank Arnold, Max Volkert Martens, Victor Neumann, Werner Rehm und Sigrid Brinkmann.

Regie: Klaus-Michael Klingsporn

Ton: Lutz Pahl.

Redaktion: Barbara Wahlster.

Eyal Doron: „Wenn Sie hier herumlaufen, dann entdecken Sie ein Durcheinander, dem jede innere Ordnung abgeht, jede Harmonie. Und das ist ein gutes Zeichen. Man ist hier auf der Suche. Und natürlich ist Tel Aviv ganz anders als Israel. Es gibt den Staat Israel und den Staat Tel Aviv.“

Lizzie Doron: „Es war für uns sehr verwirrend, im Nahen Osten zu sitzen und im Dezember auf Schnee zu warten, Strudel zu essen und Sauerkraut.“

Meir Shalev: „Die Leute sehen hier anders aus als in Jerusalem, nicht nur, was ihre Kleidung betrifft, sondern auch der Gesichtsausdruck ist ein ganz anderer.“

Ronny Someck: „Tel Aviv ist eine Stadt ohne Tradition. Für mich macht allein die Atmosphäre hier Tel Avivs Einzigartigkeit aus. Wenn du eine Postkarte von Tel Aviv machen willst, dann findest du nichts.“

Michal Zamir: „Dies ist der einzige Ort, an dem man so etwas wie Hoffnung spüren kann, den Wunsch, etwas zu kreieren: Musik, Theater, so vieles.“

Tel Aviv ist Israels einzige Metropole. Zwei Millionen Menschen leben heute im Ballungsgebiet, fast ein Drittel der israelischen

Gesamtbevölkerung. Die Peripherie ist ein Gürtel aus luxuriösen Hochhäusern, die Innenstadt hingegen ein zerklüftetes Gebilde, in dem vernachlässigte Bauten im Schatten protziger Bürotürme und Wohnhäuser überdauern.

Das dicht am Meer gelegene Viertel Neue Zedek mit seinen schmalen Gassen und niedrigen Häusern gehört zum Kern des alten Tel Aviv. Dieser Stadtteil, der in den späten 70er Jahren fast abgerissen worden wäre, steht heute unter Denkmalschutz: Neue Zedek – Oase der Gerechtigkeit. Samech Yizhar hat in den frühen 20er Jahren dort gelebt. Er zählt zu den bedeutendsten israelischen Schriftstellern. 2006 starb er, fast neunzigjährig. Yizhar war das Kind von russischen Einwanderern, die bereits Ende des 19. Jahrhunderts nach Palästina gekommen waren. Nach fast dreißigjährigem Schweigen als Autor kehrte er 1992 mit dem Roman „Aufnahme“ zurück an die Stätte seiner Kindheit, nach Rehovot, wo Sozialisten und Zionisten das karge Land beackerten und nachts wissenschaftliche Studien betrieben. In seinem kunstvollen Epos über die Geburt einer Nation beschreibt Yizhar auch die Anfangsjahre der Stadt Tel Aviv. Zeugnis abzulegen, das war für ihn ein absolutes Gebot.

Samech Yizhar: „Anderen erzählen, was du gesehen hast, so als wärest du gerade noch lebend aus einer Situation herausgekommen und du rennst, um den Leuten zu sagen, was geschehen ist. Du bist der letzte, der mit dem Leben davongekommen ist.“

Yizhar erinnert sich an tödlich endende Angriffe von Arabern auf Juden im arabischen, heute eingemeindeten Jaffa. Manchmal geschahen die Gewalttaten unter den Augen der britischen Mandatspolizei. Um sich zu schützen, gründeten Juden Tel Aviv. Aber nicht nur die zionistischen Pioniere der ersten Einwanderungswelle zwischen 1880 und 1900 und Gelehrte, die bewusst versuchten, sich im Orient und seiner Kultur zu verwurzeln, ließen sich in der neugegründeten Stadt nieder. Es kamen auch Erfinder und waghalsige Unternehmer. Yizhar nimmt uns mit in das 1914 gegründete Eden-Kino mit seinen mehr als 600 Plätzen. In „Aufnahme“ beschreibt er minutiös die Veränderungen seines Viertels, den Schulweg zum ersten hebräischen Gymnasium in der Herzl-Straße und die Bedeutung der runden Kioske, die alle erhalten geblieben sind und heute als Bars bis spät in die Nacht Leute anziehen.

„Es gibt viele Wege zur Schule, und man darf keinen von ihnen beschämen, indem man ihn nicht benutzt. Der einfachste Weg ist die Montefiore-Straße gerade aus durch, dann rechts ab, das ist schon die Allenby-Straße, und die bis ans Ende an der Bahnschranke oder sogar ganz runter bis zur Jehuda-Halevi-Straße und dort links ab direkt zur

Allenby und genau aufs Schultor zu, doch von der Jehuda-Halevi weiter kann man nicht gehen, weil dort schon die Mauer der Eisenbahn kommt, die in ihrem Grabenbett dahinsauert, während Schranke auf Schranke sich zu ihren Ehren schließt. Aber jeder Weg beginnt stets beim Kiosk-Café, und jeder Weg kommt stets bei eben diesem Kiosk-Café wieder heraus. Also ist hier wirklich das Zentrum des Landes und der Punkt, an dem sich die Erde dreht. Nicht dieselben Menschen sitzen von morgens bis nachts dort, außer dem Kioskmann, dem Herrn Feldmann, der als einziger immer da ist, immer lächelt, immer fragt, wer noch bitte, und immer meisterhaft Brause abfüllt, und um ein Uhr mittags bezieht ihm gegenüber, an dem halbfertigen Zaun, ein zarter Junge Stellung, den Rücken an die Zementblöcke gelehnt, deren Wärme auch an Sommertagen gut tut, den Blick zu allen möglichen Ausflügen schweifen lassend, von einem Vogel (wie heißt er?) dort an der Ecke auf der Zypresse, die vor lauter Durst und Armseligkeit ganz schütter und schneckenübersät ist, zur Leere der Montefiore-Straße, die noch nicht bebaut ist, abgesehen von jenem geheimnisvollen Haus, das angeblich unter Quarantäne steht (stimmt das wirklich?) und von dem Kinofilm, den er gestern mit seinem Bruder gesehen hat und der erst jetzt abschnittsweise vor ihm abläuft (einfach so hoch oben vom Fels herunter direkt ins Meer...), zu diesen Menschen, die ohne Unterlass kommen, sich ins Café setzten, trinken und reden und trinken und schweigen und trinken und schließlich wieder weggehen (wohin?).“

Aus: Samech Yizhar, Auftakte. Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Rowohlt Verlag, Reinbek 1996

1959 wurde das tempelartig gebaute Herzliya-Gymnasium, das Samech Yizhar besuchte, abgerissen. Dass man die Schule durch einen klotzigen Geschäftsturm – den Shalom Meir Migdal – ersetzte, war ein symbolkräftiges Signal. Der Kommerz begann, Erziehung zur Nebensache zu machen. Und es brauchte noch zwanzig Jahre, bis man einsah, dass der Denkmalschutz eine dringliche Aufgabe ist in einer so schnelllebigen Stadt wie Tel Aviv, wo alle zehn Jahre neue bauliche Trends die Abrissbirnen in Gang setzen.

Meir Shalev wurde wenige Wochen nach der Gründung des Staates im Mai 1948 geboren – in Nahalal, der ältesten genossenschaftlich organisierten Siedlung in Israel. Seine Bücher spielen vorwiegend in der Jordansenke, im Javne’eltal und der Jesre’el-Ebene. Die Handlung des 2007 erschienenen Romans „Der Junge und die Taube“ aber entspinnt sich zwischen Jerusalem und Tel Aviv – da, wo sich – nicht weit entfernt vom Meer – einst der zoologische Garten befand und die Untergrundkämpfer der „Palmach“ im Unabhängigkeitskrieg von 1948

ihren zentralen Brieftaubenschlag eingerichtet hatten. Brieftauben wurden in Kibbuzim bei Jerusalem und Haifa von Helfern der Elitekämpfer für ihre Flüge abgerichtet. Und manche Einheit nahm auch Brieftauben mit in umkämpftes Gebiet, um die Mitkämpfer über Erfolge und Verluste zu informieren. Das Areal des ehemaligen Zoos liegt mitten in Tel Aviv, gleich hinter dem lang gezogenen Rabin-Platz, an dem das Rathaus steht. Am hinteren Ausgang des Rathauses findet sich, eingelassen an der Stelle, wo der damalige Ministerpräsident Yitzhak Rabin am 5. November 1995 nach einer Friedensdemonstration und einem Popkonzert unter Schüssen zusammenbrach, eine Gedenkplatte. Dort treffe ich Meir Shalev.

Meir Shalev: „Es gibt auch hier eine Verbindung zu meinem Buch: Yitzhak Rabin gehörte als junger Mann zu derselben Gruppe von Palmach- und Haganah-Kämpfern, die ich in meinem Roman auftreten lasse. Ich bin nicht in Tel Aviv aufgewachsen, aber ich erinnere mich an die Zoobesuche mit meinen Eltern. Wir hatten Freunde, die ganz in der Nähe wohnten und haben oft bei ihnen übernachtet. Und nachts brüllte der Löwe. In Jerusalem, wo ich aufgewachsen bin, gab's auch einen Zoo, aber hier lebten die Tiere mitten im Zentrum. Der Löwe war dein Nachbar.“

Wir durchqueren ein kurzes Tunnelstück unter dem „Rabin-Platz“, und Meir Shalev trifft unerwartet einen Mann, mit dem er als Neunzehnjähriger in der Armee gedient hat. Im Sechstagekrieg wurde Shalev lebensgefährlich verletzt. Während des Zweiten Libanonkrieges 2006 hat er auf der Tribüne über dem Tunnel eine Rede gehalten und den damaligen Ministerpräsidenten Olmert zum Rücktritt aufgefordert.

Meir Shalev: „Ringsum hier war der Zoo, auf einem kleinen Sandsteinhügel gelegen. Man konnte die Tauben sofort hören, und ihnen gegenüber waren die Löwen und die Leoparden untergebracht. Ein Leopard war in Israel gefangen worden. Stellen Sie sich das vor! Noch heute leben drei, vier Leoparden in der Judäischen Wüste. Auch in Galiläa, im Norden des Landes, lebten damals mehrere. Sie waren größer als die afrikanischen und sehr aggressiv. Hier befanden sich ein Wasserfall und das Gehege für den Elefanten, ein Riesenrad und der zentrale Taubenschlag. Es war ein Geheimnis, dass er militärisch genutzt wurde. Die Briten waren noch im Land, und sie wussten, dass es kein privates Hobby war, Brieftauben zu halten. Weil sie einige Schläge auf den Dächern von Wohnhäusern ausfindig gemacht hatten, wurde das zu gefährlich für die Absender der Geheimbotschaften. Wegen meines Buches wird man übrigens wieder einen Taubenschlag im Kibbuz Brenner einrichten.“

Meir Shalev zeigt in Richtung Rathaus, Kulturzentrum auf der Ibn-Gvirol-Straße und die Wohnhäuser am Rand des Rabin-Platzes. In den 50er Jahren war dort nichts als weißer Sand.

Meir Shalev: „In ein paar Dünen hatte man Zitronenplantagen angelegt, und da drüben gab es ein Wasserbecken für die Pflanzen. Natürlich schwammen die Kinder darin. Ja, man stand hier auf einem Hügel, die kleinen Häuser wirkten von hier aus gesehen noch winziger, und über einem flogen die Brieftauben.“

Ältere Leser von „Der Junge und die Taube“ haben Meir Shalev bestätigt, dass er das Stadtgefüge vor 1948 präzise beschrieben habe.

Meir Shalev: „Wasser und Sand, die haben hier atmosphärisch alles ausgemacht, und es ist mir gelungen, das einzufangen. Mein Held Jair liebt den weichen Sand, aber er ist ihm auch unheimlich. Man kommt darauf ins Rutschen – im Gegensatz zu Jerusalem, wo man immer auf felsigem Boden steht. An Plätzen wie diesen gefällt mir, dass ich die Erde abtragen kann, Schicht für Schicht. Ich kann mir vorstellen, wie es hier vor 50, 100, vor 500 Jahren aussah. Diese planierte Fläche vor uns war eine Dünenlandschaft. Leute haben schmale Holzbretter ausgelegt, um nicht ständig einzusinken und schneller von einem Platz zum anderen zu gelangen.“

Während wir uns vom ehemaligen Zoogelände weg bewegen, erzählt mir Meir Shalev, dass Jerusalem als ständiger Wohnort für ihn oft unerträglich war. Nur eine kurze Zeit lang, nach dem Sechs-Tage-Krieg, der die Stadt wieder vereinte, sei ein positiver, zukunftsorientierter Wind durch Jerusalem geweht, doch schon wenig später wurde der Alltag wieder von quälenden Auseinandersetzungen zwischen Frommen und Säkularen beschwert. Fruchtlos sei der Streit zwischen denen, die nur auf die Vergangenheit fixiert bleiben und jenen, die den Himmel öffnen möchten für alle.

Meir Shalev: „Wir stehen hier mitten in Tel Aviv, in der Spinoza-Straße, wo meine Protagonisten Jair und seine Frau Liora in einem Wohnblock leben, den man „meonot ovdim“ nennt: es waren billige Wohnheime für Arbeiter. Siedlungen wie diese gab es in Tel Aviv, Haifa und Jerusalem. Heute sind diese schlichten, klar strukturierten Häuser sehr begehrt und teuer geworden.“

Liora arbeitet in den 80er Jahren nicht weit entfernt am Chen-Boulevard, und Jair läuft von hier aus zur Ben-Gurion-Straße, zum alten Zoo, weil er dunkel ahnt, dass seine Existenz mit dem Ort verbunden ist. Er streift

den kleinen Kiosk, an dem junge Paare mit Hunden und Kindern Saft trinken. Er ist neidisch auf ihr Jungsein und schlendert weiter, während er an seine Mutter denkt, die als Jugendliche die Brieftauben im Zoo versorgte. Er geht die Schlomo Hamelekh entlang in Richtung Dizengoff-Center, wo er eine Tracking-Ausrüstung zusammenstellt, obwohl er genau weiß, dass er sie nie benutzen wird. Er kauft sie, um sich wenigstens vorzustellen, dass er sich auf den Weg macht zu den unterschiedlichsten Orten dieser Welt.“

Meir Shalev Shalevs Held lässt ein verfallenes Haus in Galiläa restaurieren, und er beginnt, sich dort zu verwurzeln. Wie eine abgerichtete Brieftaube kehrt er immer wieder, magnetisch angezogen, zurück in sein von alten Bäumen umstelltes Landhaus, in dem sein Leben zur Ruhe kommt. –

Das Viertel „Yad Elijahu“ liegt im Süden von Tel Aviv, etwa drei Kilometer entfernt vom Meer. Es gleicht einer verborgenen Insel. Knorrige große Bäume und üppige Büsche schlucken den städtischen Lärm, der von der stark befahrenen Derekh HaShalom und der Rehov Moshe Dayan herrührt. Die Häuser des Viertels sind klein. Schmale, steile Treppen führen zu den Zimmern im ersten Stock. Zu ebener Erde wollte niemand in Yad Elijahu wohnen. Die Vorstellung, das Unbekannte allzu leicht in eine Parterre-Wohnung eintreten könnten, beunruhigte. In Yad Elijahu siedelten fast ausschließlich Überlebende der Shoah, die sich – traumatisiert wie sie waren – aus Selbstschutz gegen das fremd empfundene Außen abkapselten. Die 1953 geborene Lizzie Doron ist hier aufgewachsen.

Ihre vier bislang ins Deutsche übersetzten Bücher handeln alle von den Eigenheiten und Nöten der Bewohner von Yad Elijahu. Die Novelle „Warum bist du nicht vor dem Krieg gekommen?“ und das Buch „Es war einmal eine Familie“ sind autobiographisch. In „Ruhige Zeiten“ entpuppt sich der Salon des schwulen Friseurs Sajtschik als Treffpunkt, an dem „die Tauben hören, die Blinden und die Stummen reden“ können. Man erzählt sich von Mirale, die den Ameisen und Schnecken aus der Genesis vorliest. Frau Poliwoda weint jeden Winter, weil in Israel kein Schnee fällt und Guta weint wegen der Schmerzen von Frau Poliwoda. Ida Zitrin träumt von einem Schönheitssalon in Paris, und eine Sängerin nennt sich heute Gilda, morgen Manon und übermorgen Tosca.

„Sie lief in hochhackigen Schuhen im Viertel herum, in Ballkleidern, Paillettenblusen mit tiefem Ausschnitt, und sie war von einem Parfüm umhüllt, das wie Mottenpulver roch.

Als mein Sohn Etan noch klein war, erzählte er mir, die Sängerin würde in unserem Viertel Aufführungen geben. Ich sah nie eine, denn ich war die meiste Zeit im Friseursalon. Aber ich hörte von Guta, die Sängerin sei überzeugt, dass die ganze Welt eine Bühne sei, deshalb würde sie plötzlich auf den Hof gehen, in einem seltsamen Kostüm, und allen Vorübergehenden verkünden, dass gleich ihr Auftritt beginne. Dorka war es auch, die die Sängerin „Gräfin Potocki“ nannte. Aber die Kinder nannten sie „Alexanders Mutter“, bis mein Etan sich traute, die vornehme Dame zu fragen, wie sie heiße. „Ich bin Madame Butterfly“ antwortete sie stolz, und ab da hieß sie bei allen nur Frau Madame.“

Aus: Lizzie Doron, Ruhige Zeiten. Roman. Aus dem Hebräischen von Mirjam Pressler. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 2005

Eines Tages verschwand „Frau Madame“. Es war, als habe sie der Erdboden verschluckt. Und keinen schien es zu kümmern, was aus ihr geworden war. Lizzie Doron verließ 1971, mit achtzehn Jahren, wie viele andere Gleichaltrige auch, geradezu fluchtartig ihr Viertel.

Lizzie Doron: „Die Leute hier hatten keine Verbindung zu Israel. Sie lebten wie im Flüchtlingslager. Wir Kinder aber wollten Israelis sein, moderne Juden. Wir haben unsere Eltern einfach hinter uns gelassen. Wir träumten damals nur davon, stark zu sein und den Nahen Osten zu erobern. Meine Mutter wollte, dass ich Ärztin werde, ich aber wollte als Schäferin (im Golan) leben. Wir hatten nichts mehr gemeinsam.“

Lizzie Doron ist die literarische Chronistin des Viertels, und es gibt unter den Autoren der Zweiten Generation niemanden, der die widerstrebenden Gefühle der Nachkommen von Überlebenden tiefer auslotet als sie: empathisch doch unsentimental, lakonisch und mit treffsicherem Gespür für die Marotten zutiefst verstörter Menschen. Bis zum Schuleintritt sprachen die Kinder in Yad Eljahu ein Gemisch aus Polnisch, Ungarisch und Jiddisch. Hebräisch brauchte man nicht, um sich zurechtzufinden. Der erste Schultag – ein Schock für Kinder und Eltern.

Lizzie Doron: „Das war ein großes Trauma. In den ersten drei Monaten haben unsere Eltern uns nicht allein gelassen mit dieser seltsamen Lehrerin, die eine echte Sabra – also eine in Palästina geborene Israelin – war. Sie hatten Angst vor ihr, denn sie war ja eine Fremde. Also blieben sie so lange bei uns im Klassenraum, bis die Rektorin sie aufforderte, zu gehen. Daraufhin versammelten sie sich auf dem Schulhof und standen dort stundelang herum. Man konnte hier wirklich studieren, wie sich Traumatisierte verhalten. Sie waren außerstande, jemandem zu vertrauen, der nicht ihre Erfahrungen gemacht hatte. Uns

zur Schule zu schicken, bedeutete für sie eine Katastrophe. Und wir begriffen allmählich, dass zwischen uns und Leuten aus einer anderen Gegend eine riesige Kluft bestand. Man sprach nicht einmal dieselbe Sprache.“

Skeptisch und zugleich hilflos beäugten Lokalpolitiker die Selbstisolation der Bewohner. Für sie war das Viertel ein unstatthaftes Ghetto. In den 70er Jahren versuchte der Bürgermeister, Yad Eljahu mit dem Bau einer großen Synagoge und einem Marktplatz ein wenig zu öffnen. Man ging jedoch weiter zum Beten in das Haus des benachbarten Rabbinen. Der Arzt behandelte einen nach wie vor in seinem Wohnzimmer, und auch das Gemüse wurde wie immer aus dem Fenster heraus an die Kundschaft verkauft.

Lizzie Doron: „Alles, jede Dienstleistung wurde zuhause abgewickelt. Die Bewohner mussten immer das Gefühl haben, sie beträten einen vertrauten Raum. Der Rabbi ist dein Nachbar, und wenn du ihn brauchst, dann gehst du halt zu ihm rüber. Brauchten sie einen Tischler, so wohnte der ja auch gleich um die Ecke. Es war ein autonomes Gebiet von abhängigen Leuten. Absolut verblüffend ...“

Lizzie Doron lebte allein mit ihrer Mutter, die in Israel nie heimisch wurde. Sie schwieg konsequent über das, was ihr in den Konzentrationslagern angetan wurde. Sie erzählte auch nichts vom Leben vor dem Krieg und verlangte von der Tochter, sie solle ausschließlich die Zukunft ins Auge fassen. Wie mächtig das Schweigen auf den Kindern lastete, bemerkten diese erst Jahrzehnte später. Bis zum Alter von dreißig Jahren hat Lizzie Doron kein Buch über die Shoah in die Hand genommen und keinen Dokumentarfilm gesehen. Wozu auch? Die Verzweiflung der Generation von Überlebenden war längst in jede Pore eingedrungen.

Lizzie Doron: „Als Kinder haben wir die unterschiedlichsten Verhaltensweisen erlebt. Am interessantesten war es nachts. Die Erwachsenen wussten, dass die Kinder schlafen und dass sie nun Zeit hätten, über ihre eigenen Geschichten zu reden. Sie haben sich hier, wo wir stehen, versammelt. Sie standen mit ihren Katzen und Hunden unter den Bäumen und redeten. Und ich stand verdeckt am Fenster und lauschte. Sie waren aufgebracht. Ich begriff, worum es ging, denn ich verstand ja all ihre Sprachen, aber ich brauchte doch jemanden, der mich bestätigte in dem, was ich gehört hatte. Denn die Geschichten blieben seltsam. Tag und Nacht, das waren hier im Viertel zwei Welten. Tagsüber versuchten wir, normale Kinder zu sein und spielten einfach nur. Wir hatten alle ein sicheres Gespür dafür, dass wir besser nicht an

das rührten, was uns ängstigte. So haben wir uns unser eigenes Leben geschaffen, uns von den Erfahrungen, den Erinnerungen und Geschichten unserer Eltern abgesondert. Über Tote haben wir nie geredet. Auch nicht über das seltsame Verhalten unserer Eltern zuhause. Wir hielten uns an die Träume, die Israel anbot: Soldat zu werden, in einem Kibbuz zu arbeiten, zu den Pfadfindern zu gehen. Wir wollten in der Schule gute Noten haben und hübsch aussehen. Wir waren ehrgeizig und wollten unbedingt Erfolg haben. Den meisten von uns ist das gelungen. Viele sind Ärzte, Anwälte und Forscher geworden. Jeder hier hat sich angestrengt, um etwas zu leisten, nur das, was sich zuhause abspielte, haben wir nie miteinander geteilt. Wir haben uns zu sehr dafür geschämt.“

In der Welt der Überlebenden, sagt Lizzie Doron noch, ist keine Wahrheit wirklich wahr. Ihre Biographien seien so wechselhaft wie ihr Gemüt schwanke. Dem Sog des Todes seien sie entgangen, weil es ihnen meist gelang, den Blick rechtzeitig auf andere zu lenken. Eine ehemalige Nachbarin schaut aus dem Fenster. Lizzie Dorons Mutter hatte einst deren Kindern bei den Schulaufgaben geholfen. Beide Frauen freuen sich über das unverhoffte Wiedersehen.

Ein paar namhafte israelische Maler und Journalisten sind in jüngster Zeit nach Yad Eljahu gezogen. Wer dort lebt, sucht die Abgeschiedenheit ebenso wie die Erinnerung an Menschen, die sich im Nahen Osten mit Geranien und Fuchsien in ihren Vorgärten über den Verlust ihrer Familien in Europa zu trösten versuchten. – 2007 erschien zum ersten Mal ein Roman der israelischen Autorin Michal Zamir auf deutsch. „Das Mädchenschiff“ schockierte in Israel – zumal bekannt ist, dass Michal Zamirs Vater Armeegeneral und Mossad-Agent war. Man las den Roman wie das autobiographische Bekenntnis einer jungen neugierigen Soldatin, die sexuelle Ausschweifungen suchte. Auch in ihrem jüngsten Roman „Die Siedlung“ hat die 44jährige Autorin wieder ein Sujet gewählt, das mit dem Leben der militärischen Elite des Landes verknüpft bleibt. Im Roman heißt die Siedlung Neue Chanit – Oase des Speers. Für jeden Israeli erkennbar gemeint aber ist das landesweit bekannte Viertel Zahala am nördlichen Stadtrand von Tel Aviv. Es wurde nach dem Unabhängigkeitskrieg 1948 gegründet. Die obersten Generäle und Offiziere der Zahal, der israelischen Streitkräfte, bezogen dort Bungalows. Auch Verteidigungsminister Moshe Dayan gehörte zur Nachbarschaft, in der Michal Zamir aufwuchs. Heute versprechen Immobilienmakler auf Plakaten, Zahala ein „Lifting“ zu verpassen. Wir wollten gemeinsam das Viertel besuchen, doch weil Michal Zamir nach der Veröffentlichung ihres Romans Ende 2008 eine Fülle von üblen Schmähbriefen erhalten hat, zieht sie es vor, mich in ihrer Wohnung zu treffen.

Michal Zamir: „Es war eine Insel inmitten von Feldern. Man konnte dort abtauchen vor der israelischen Wirklichkeit. Die Häuser waren klein und sahen mehr oder weniger alle gleich aus. Ein Zaun war vielleicht mal etwas höher gezogen, aber das war's auch schon. Man lebte bescheiden, gemäss dem sozialistischen Ideal – ein bisschen wie im Kibbuz. Dass der Ort etwas Besonderes war, kapierten wir Kinder erst, als 1973 nach dem Jom-Kippur-Krieg Demonstrationen vor Moshe Dayans Haus stattfanden. Danach fing ich an, mehr von den Gesprächen der Erwachsenen aufzuschnappen. Ich begriff, dass nicht alle einer Meinung waren und dass es Spannungen gab zwischen unserem Viertel und der Nachbarschaft, in der Neu-Einwanderer wohnten – das war eine sehr ärmliche Gegend. Außerdem kam ich in die Pubertät und rebellierte gegen meinen Vater. Die Siedlung wurde plötzlich zu einem Ort, an dem sich die Macht konzentrierte. Manchmal schaue ich ein bisschen wehmütig auf das Viertel, manchmal voller Hass.“

Aus diesem Gefühlsdilemma hat sich Michal Zamir befreit, indem sie eine Humoreske über den unaufhaltsamen Auflösungsprozess des einst geschlossenen Viertels geschrieben hat. Sie zeigt die alteingesessenen Bewohner von Zahala als gerissene Strategen. Sie pokern gekonnt beim Verkauf ihrer abgewohnten Häuser. Aber es gibt auch prinzipienfeste ehemaliger Kämpfer, die sich, aus Protest gegen den Ausverkauf der Siedlung an Neureiche, still die Kugel geben. Der Krämer Itzig Glück zum Beispiel fällt einfach tot um, als er Münzen in Zeitungspapier einwickelt, und die Kundin, die ihn findet, genießt es in den Minuten bis zum Eintreffen der Rettungssanitäter, unbeobachtet Regale inspizieren zu können.

„Ist das eine Sieben oder eine Vier, rätselte sie über den Preis eines magnetischen Schachspiels, das sie für ihren Enkel Nadav ins Auge fasste. Die Brettspiele stapelten sich auf grau verstaubten Metallregalen, die immer wieder angestückelt worden waren. Einige Spiele kannte sie, und sie staunte, dass er immer noch *Ein Paket ist angekommen* von Ephraim Kishon führte. Den hatte sie nie gemocht. Er verdarb einem bloß die gute Laune. Sie fuhr mit dem Finger über mattfarbene Pyrex-Schüsseln, hinterließ einen Streifen müden Glanzes, nahm eine Porzellanpuppe zur Hand, in deren üppigen Kleiderrüschen sich Staubseen gesammelt hatten. Achtzig Schekel, na, also wirklich ... Ihr Blick schweifte über Spardosen, verspielte Uhren, Kerzen, verblichene Stoffblumen, die allesamt zweimal so viel – mindestens zweimal so viel – kosteten wie ihre Pendants im nahe gelegenen Einkaufszentrum.“

Zum nahen Einkaufszentrum sind es zehn Minuten per Taxi oder fünf bis sechs Busstationen. Der Bus kommt alle halbe bis ganze Stunde durch die Wohnsiedlung, voll besetzt mit korpulenten Frauen auf dem Weg zum Markt, deren große Hintern und Einkaufshopper über den Sitz hinausragen und Sarah nur noch ein schmales Plätzchen lassen, neben einer faltigen, stoppeligen Achselhöhle, die nach Schweiß und Kunstfaser riecht. Morgens und mittags wimmelt es von lauter Schulkindern, die ihr keinen Platz frei machen, und von Bauarbeitern, Au-pair-Mädchen und Altenpflegern, deren Plätze sie nicht belegt, wenn sie ihn ihr anbieten, denn sie arbeiten ja so schwer. Es gibt auch einfach Arbeitslose, Gesichter, die sie schon seit Jahren im Autobus trifft und die mehr und mehr versteinern – zahnlos, eingefallene Wangenknochen, schlaffe Muskeln. Nicht gut, seufzt sie und blickt durchs Fenster, sieht eine gepflegte Landschaft, die ihr in Erinnerung ruft, dass wir hier im Lauf der Jahre doch etwas aufgebaut haben.“

Aus: Michal Zamir, Die Siedlung. Roman. Aus dem Hebräischen von Ruth Achlama. Atrium Verlag, Hamburg 2009

„Erwache, erstarke Mensch“ – diese zionistische Parole wurde in Zahala groß geschrieben. Die privilegierten Einwohner hielten auf Bildung; und oft hörte Michal Zamir den Spruch: „Wer Interesse am Leben hat, ist ein glücklicher Mensch“. Heute, sagt sie, ist der Tratsch der gemeinsame Nenner in Zahala. Der von ihr geschilderte Ausverkauf des Viertels habe exemplarische Bedeutung, denn die israelische Gesellschaft sei nur mehr mit dem Kalkulieren von Profiten beschäftigt.

Michal Zamir: „Das Viertel ist eine grundlegende Metapher für die israelische Existenz. Es bleibt stets ein Ort der Elite – selbst wenn die Bewohner wechseln. Die Elite war damals eine militärische, heute kaufen sich dort Wirtschaftsbosse und Medienunternehmer ihre Grundstücke. Ich habe den Ort gewählt, weil es nicht nur um persönliche Erinnerungen geht. Er steht für einen tiefen Wertewandel. Das Viertel war das Laboratorium, in dem das hegemoniale Geschwätz erschaffen wurde.“

Die Neusiedler mit ihren Zweit- und Dritthäusern belehren die alteingesessenen Zionisten über den „Willen der Allgemeinheit“ und „ideologische Bevormundungen“. Geschickt vermeidet Michal Zamir, die reichen Strategen und Hedonisten zu dämonisieren. Sie gibt sie dem Gespött preis. Das ist wirksamer. Bungalows werden abgerissen und Grundstücke zusammengelegt, um darauf protzige Kopien toskanischer

Villen zu bauen. Die Stilllosigkeit solcher Unternehmungen diskreditiert die Neusiedler.

Michal Zamir: „Man kann den Lärm, den das Kaufen und Verkaufen von Immobilien macht, förmlich hören. Hier denkt doch keiner in rationalen Kategorien. Die Gesamtsituation in Israel ist so deprimierend, dass Illusionen schnell ins Uferlose wachsen. Israelis sind auf Geld ebenso fixiert wie auf ihre Träume. Sie sind echte Träumer. Für rationale Überlegungen sind sie ziemlich unzugänglich. Die Lebenssituation hier ist prinzipiell so deprimierend, dass die Illusionen ins Uferlose wachsen. Deshalb zum Beispiel geben die Leute so viel für das Lottospiel aus. Deshalb spekulieren so viele, deshalb hoffen so viele, etwas zu erfinden. Keiner will einfach nur zur Arbeit und anschließend nach Hause gehen. Jeder hofft jeden Tag auf ein neues Abenteuer. Die Leute machen große Schritte, ohne viele Kompromisse.“

„Die Blase“ ist ein Synonym für Tel Aviv. Die Bewohner haben es in den späten 80er Jahren erfunden, um ihr Lebensgefühl zu beschreiben: Die Blase ist anders als der Rest des Landes. Heute wird „die Blase“ meist als negatives Klischee verwendet für das Leben selbstverliebter und genussüchtiger Yuppies, die tanzen, selbst wenn das Land im Krieg ist. Michal Zamir kann mit diesem Ressentiment nichts anfangen.

Michal Zamir: „Dies ist der einzige Ort, an dem man so etwas wie Hoffnung spüren kann, den Wunsch, etwas zu kreieren: Musik, Theater, so vieles. Und jetzt gerade hören wir von draußen religiöse Musik, die uns daran erinnern soll, dass in ein paar Minuten der Shabat beginnt. Am Samstagmorgen, wenn die frommen Nachbarn aus dem Nebenhaus in der nahegelegenen Synagoge singen und beten und ich noch im Bett liege und zuhöre, dann kann ich mir vorstellen, mit meinem Großvater in Lodz ins nahegelegene Shtetl zum Rebbe zu spazieren. In Tel Aviv gibt es immer noch ein paar kleine Ecken, an denen man sich wie im Exil fühlen kann.“

Dass man in nicht normalen Zeiten in Tel Aviv an der Normalität festhält, erfüllt die 44-jährige Michal durchaus mit Stolz.

Michal Zamir: „Verglichen mit anderen Orten, ist das hier sehr demokratisch. Man wird nicht angegriffen, weil man anders lebt oder denkt als die Mehrheit. Nichts desto trotz ist das Leben hier hart. Das religiöse Treiben hier in meiner Gegend hat etwas Romantisches, aber mit den Frommen in den besetzten Gebieten möchte ich nichts zu tun haben. Freitagnachmittags sind sie nett, aber auf Dauer – besser nicht!“

Die Sheinkin-Straße geht von der viel befahrenen Allenby-Straße ab. Die Sheinkin war lange Jahre *die* Partystraße von Tel Aviv : mit Kneipen, Discos, Galerien und dazwischen Boutiquen und Läden, in denen man Tapeten, Möbel und Haushaltsgeräte kaufen kann oder alte Bücher neu binden lässt. Inzwischen ist die Sheinkin ruhiger geworden, die Partyhopper haben sich verzogen, und die Geschäfte gehen nur mäßig in der leicht heruntergekommen wirkenden Straße. An der Ecke Achad Ha'am treffe ich den Lyriker Ronny Someck. Er hat das 1941 gegründete Café „Tamar“ als Treffpunkt gewählt. Das Café ist legendär.

Ronny Someck: „Hier im Café Tamar spüre ich, dass ich einen Platz habe und dass er eine Geschichte hat. Ich habe Sarah, die das Café seit Jahrzehnten führt, nur um eines gebeten. Ich habe ihr gesagt, vielleicht solltest du mal eine andere Sorte Café einkaufen (Lachen), da sind wir nämlich mittlerweile was Besseres gewöhnt, aber was die Tische und Stühle angeht, da möchte ich absolut keine Veränderung. So was Hässliches, so was Unansehnliches wie dieses Inventar gibt's nur noch selten. Diese olivgrünen Resopaltische und schwarzen Plastikstühle haben ja fast schon wieder was Modernes. Jeden Freitag um zwei treffen wir uns hier. Yoram Kaniuk schaut immer vorbei, auch andere Schriftsteller, Künstler und Models. Letzten Freitag war ich in Neapel und bekam eine SMS. Da stand nur: Tamar – Fragezeichen. Das ist ein Codewort. Ich bin kein nostalgischer Typ, aber ich finde es schön, dass ich meiner siebzehnjährigen Tochter sagen kann: Als du geboren wurdest, da sah es hier genauso aus wie heute. Es hat sich nichts verändert.“

Sarah selbst weiß gar nicht mehr genau, in welchem Jahr sie angefangen hat, im „Tamar“ zu arbeiten. Heute unterstützt ihre Tochter Michal sie hinter dem Tresen.

Ronny Someck wurde 1951 in Bagdad geboren. Er war noch ein Kleinkind als antijüdische Kampagnen seine Familie zwangen, den Irak zu verlassen. Die Anfangszeit in Israel verbrachte die Familie Someck in einem Übergangslager. 1956 zog sie nach Tel Aviv, in den Norden, wo der Yarkon fließt und einst die Stadtgrenze markierte.

Ronny Someck: “Es war das Ende der Welt, ganz billige Mieten, aber für mich das Paradies. Weil es ringsherum nichts gab, fühlten wir Kinder uns wie Naturburschen. In der Nachbarschaft lebten Leute aus arabischen Ländern und Holocaustüberlebende, und dieses Gemisch symbolisiert für mich unser Leben in jenen Jahren: am Rand von Tel Aviv, mit der Energie der Stadt, aber in der Natur. Es gab Blumenwiesen, und wir rochen den Fluss. Es gab drei Kinos, und weil mein Vater einen der Kinobesitzer kannte, sah ich ständig Filme. Ich fühlte mich wie das

Kind in „Cinema Paradiso“. Ich ging den Leuten im Kino zur Hand, und danach verzog ich mich in den Saal. Ich träumte dort von Amerika und Italien, vom „Wunder von Milano“, ich sah Vittorio de Sicas Filme und jede Menge Western. Das ist die großartige Erinnerung an das Tel Aviv jener Jahre.“

Tel Aviv findet Ronny Someck hässlich. Die vielen Cafébars, sagt er, versöhnen ihn aber doch mit der Stadt, denn schließlich sei er espressosüchtig – und wo sonst außer vielleicht in Italien gibt es so viele Cafés wie in Tel Aviv? Und dann ist da noch der Yarkon. Die Erinnerung an den Fluss bleibt etwas Kostbares.

Ronny Someck: „Meine ganze Kindheit über bin ich ständig zum Fluss gelaufen, und wie jedes Kind habe ich geglaubt, er sei ein richtiger Fluss. Ich habe Israel das erste Mal verlassen, als ich schon dreißig war. Andere Länder kannte ich nur aus der Zeitung oder aus dem Fernsehen. Mit 25 hatte ich eine Freundin aus Amsterdam. Eines Tages wollte sie, dass ich ihr die schönsten Plätze der Stadt zeige. Kein Problem, habe ich gesagt, ich fahr mit Dir an den Yarkon. Als wir am Fluss standen, starrte sie mich an wie ein Anthropologe, und dann sagte sie: Meinst du wirklich, das hier ist ein Fluss? Ich wusste gar nicht, was ich darauf antworten sollte, denn ich kannte ja nur den Yarkon. Dann schaute sie auf die Brücke, die ihn überspannte und sagte: Ronny, ich hab noch nie in meinem Leben eine so große Brücke über einem Abwasserkanal gesehen. Als ich wieder zu Hause war, habe ich sieben Zeilen über das Wunder des Yarkon geschrieben.“

„Gleich wird Tel Aviv wie eine Knarre aus dem Holster gezogen
Was vom Meer kommt, beginnt mit heißen Winden
Die Leute reden in den Straßen so wie in der Stille nach dem Schuss
Schade, kein Zirkus ist in der Stadt, kein Schwertschlucker,
kein Zauberer, keine Elefanten und kein Drache.
Schade, nur ein einziges Boot zieht vorbei, jetzt,
da ich einem Mädchen von weit her das Wunder des Yarkon zeige.

(Ronny Someck, Das Wunder des Yarkon. Übersetzt von Gila Wendt und Sigrid Brinkmann)

Ronny Someck wird häufig zu Lyriktreffen und Poesie-Festivals im Ausland eingeladen. Auftritte mit dem experimentellen Musiker Elliot Sharp gehören zu den Höhepunkten seiner Karriere. Er liebt die Bühne. Ein großer Mann, immer in Schwarz gekleidet, leicht gebeugter Gang, stets eine kleine Anekdote parat, die ausmalt und unterstreicht, was er sagen möchte. Als sehr junger Mann gehörte er zu den Stars der

Basketballmannschaft „Maccabi Tel Aviv“. Eine Weile hat er Straßengangs betreut. Seine direkte Art kommt an. Das merkt er auch bei Schreibwerkstätten, die er leitet und bei seiner Arbeit im renommierten „Kibbuzim College“.

Ronny Someck): „Ich arbeite mit jungen Leuten, die eine kriminelle Ader haben. Die Schule gibt ihnen eine zweite Chance. Ich habe ein Gedicht geschrieben, das von einer meiner Schülerinnen erzählt. Ich bin ihr zufällig von Zeit zu Zeit in einer der Bars von Tel Aviv begegnet.“

„Korken

Auf dem Etikett von Nun's Leib ist der Jahrgang verzeichnet:
Vor 17 Jahren wurde sie in die Welt gesetzt wie eine Traube nach dem Pressen

Und über Nacht weigert sich ihre Mama zu verzeihen
Und sagt „Es hat sich ihr das Loch geöffnet und das Gehirn verschlossen“.

Nun's Glasaugen glitzern vor Tränen,
auf Barhockern schlägt sie in den Nächten
vom Tanzen zerbrochen die Beine übereinander und sieht,
wie der französische Korken aus dem Mund des Schaumweins fliegt
und der Mexikaner als Sombrero zum Kopf der Schnapsflasche wird
und der scharfzahnige Deutsche in den Hals des Bieres beißt.

Mama, komm, siehe, will sie schreien und hört schon ihre Worte:
„Das ist nicht einfach so ein Korken, diese Haut, das ist die Mitgift“.
Nun geht nach Hause und wirft die Tanzschuhe
Neben das Bett wie zwei Küsse auf die Wange der Fliesen.“

(Ronny Someck, Korken. Übersetzung: Frank Schablewski)

Ronny Someck: „Tel Aviv ist eine Stadt ohne Tradition. Das hat etwas Gutes, aber auch eine negative Seite. Wenn wir durch Jerusalem spazieren, dann wissen wir, was Jesus hier und dort sprach, was ihm zustieß. Es ist schwer, in Jerusalem zu leben. Ein Jahr habe ich dort zugebracht. Allein die Straßennamen! Das ist doch hart, mit einem Mädchen im Arm durch das „Tal der Teufel“ zu laufen. Ich kann das nicht, unmöglich! In Tel Aviv werden ständig neue Trends kreiert, ich mag den Geruch jeder neuen Atmosphäre. Aber wirklich patriotische Gefühle entwickle ich nur für die Sprache. Das moderne Hebräisch kann biblisch klingen. Es saugt aber auch den Slang der Straße auf und den Jargon der Armee. Für mich macht allein die Atmosphäre hier Tel Avivs Einzigartigkeit aus. Wenn du eine Postkarte von Tel Aviv machen willst, dann findest du nichts.“

Eyal Doron ist 38 Jahre alt, Dramatiker, Theaterregisseur und Drehbuchautor. Wir sind im Tsavta-Theater am Sderot Ibn Gvirol verabredet. Schräg gegenüber ballt sich die israelische Hochkultur: das Cameri Theater, die Stadtbibliothek, das Museum für zeitgenössische Kunst und das Golda Meir-Center. Im Tsavta trifft sich die subkulturelle Szene. Im Kellergeschoss treten aber ebenso berühmte israelische Schauspieler, Sänger, Musiker und Kabarettisten auf. Alle großen Stars debütierten am Tsavta.

Eyal Doron plant ein neues Stück mit israelischen, palästinensischen und spanischen Schauspielern. Letzere hat er ausgewählt, weil Spanien täglich Flüchtlinge aus Afrika aufgreift und abweist. Gemeinsam werden sie einen Checkpoint zum Westjordanland besuchen, danach eine Szene improvisieren, dann nach Hause fahren, Szenen schreiben und sich wieder treffen. Fünf oder sechs Geschichten, die sich am Grenzübergang abspielen, sollen den Zuschauern präsentiert werden. Dann wird das Publikum darüber abstimmen, wer den Checkpoint überqueren darf und wer nicht.

Für Eyal Doron ist Tel Aviv ohne Alternative.

Eyal Doron: „Die Stadt ist neurotisch, hektisch, sehr schnellebig, das ganze Land drängt nach Tel Aviv. Wenn du was werden willst, wenn du was auf die Beine stellen willst, dann musst du hierher kommen.“

Wie viele junge Israelis sehnt sich Eyal Doron danach, für eine längere Zeit außerhalb des Landes zu leben und zu arbeiten. Was gehört unbedingt zum Lebensgefühl in Israel?

Eyal Doron: „Sonne und Hitze. Es sind klassische Metaphern, genauso wie von der Wüste umgeben zu sein. Für einen Israeli bedeutet Europa kaltes Wetter. Kommst du zurück, fällt dich die Hitze an. Du kannst dem nicht entinnen. Also, zieh den Mantel aus und das Sweatshirt, werd ein Teil von dem hier. Aber du hast diesen Minderwertigkeitskomplex, weil du europäisch sein möchtest. Du hängst an deinem Mantel, du willst Kultur schaffen. Das Gefühl sitzt tief. In Tel Aviv brauchst du ihn nicht, du brauchst ihn nur, um Zugang zu einer anderen Kultur zu finden. Hitze und Sonne zwingen dich, dich zu entblößen und Teil der lokalen Kultur zu werden. Zurückzukommen ist nichts Schlechtes.“

Die Wüste, meint Eyal, werde ihn schon nicht auffressen. Um das Besondere seiner Geburtsstadt zu beschreiben, findet er ein Bild, das übersteigert klingt, aber ein Lebensgefühl vieler Tel Aviver auf den Punkt bringt.

Eyal Doron: „Wenn Sie hier herumlaufen, dann entdecken Sie ein Durcheinander, dem jede innere Ordnung abgeht, jede Harmonie. Und das ist ein gutes Zeichen. Man ist hier auf der Suche. Und natürlich ist Tel Aviv ganz anders als Israel. Es gibt den Staat Israel und den Staat Tel Aviv.“